



Feierabend



Heimkehr.

Von Michael Gold, New York

Er hatte Heimweh nach dem Süden, ja er war des Landstreicherlebens überdrüssig, er, Makins Butler. Wer war Makins Butler? Ein gedrungener, starker Neger in Hemd und Arbeitskittel, ein Gelegenheitsarbeiter, mit gutem Gesicht und tiefen Hundeaugen, der während der letzten fünf Jahre alle westlichen Staaten durchwandert hatte. Es gibt in Amerika ihrer Tausende, die von Ernte zu Ernte ziehen, wie heimatlose Hunde leben.

„Rein“, sprach er eines Abends in der Barade der kalifornischen Obstfarm, „nein, nichts auf der Welt kommt Süd-Carolina gleich. Dort lebt mein altes Mütterchen und auch ein kleines, gelbes Mädchen, was ich haben kann, sobald ich nur ein Wort sage. Da unten, ihr Jungens, lebt es sich gut. Vielleicht macht man dort weniger Geld, kann sein, aber dafür gibt es auch nicht die Prügel, die der Landstreicher hierzulande bekommt. Ich mag dieses Landstreicherleben nicht; es ist das Leben eines gelben Hundes. Sechshundvierzigmal bin ich hopp genommen worden, seitdem ich umher wandere.“

Sein Freund, ein mächtiger, gutmütiger, schwarzer Riese, brüllte vor Lachen und schlug Makins kräftig auf die Schulter.

„Weshalb gehst du nicht heim?“ fragte lachend der Freund. „Was hindert dich daran?“

Makins grünte beschämt. „Nichts hindert mich daran“, gab er zu. „Ich bin eben ein gottverdammter Narr, der in seinem dummen Schädel nicht so viel Verstand hat, wie eine Brenne. Jedesmal, wenn ich genug erspart hatte, um heimzugehen, hab' ich das Geld irgendwie hinausgeworfen. Ich bin wohl an die neunundvierzigmal ausgezogen, um nach Süd-Carolina zurückzukehren und niemals bis dorthin gelangt. Immer hab' ich mein Geld ver'an wie ein dummes Kind.“

Eines Tages aber, hundert Dollars sicher in den Stiefeln verstaubt, schlug Makins von neuem den Weg nach Süd-Carolina ein. Er lag in fürstlichem Behagen auf dem Sitz eines Frachtwagens, lachte und sprach mit sich selbst, während er unter sich die Meilen vorüberreiten fühlte und durch die halboffene Tür die wüsten Landstriche, die Rinderfarmen und Berge des Westens vorbeimarschieren sah. Er war glücklich. Nun ging er endlich heim mit erspartem Geld in der Tasche. Sein Mütterchen würde, wenn es noch lebte,

stolz auf ihn sein; die nächsten sechs Monate wird er wie ein Lord leben können.

„Mein Gott, weshalb habe ich das nicht schon früher getan?“ fragte er sich. „Aber ich hatte ja nie Verstand, war stets ein geborener Idiot. Einmal gab ich das Geld für Whisky aus, ein andermal hat mir das Filippinomädchen alles abgenommen; ja, ich bin ein geborener Idiot. Jetzt aber soll mich nichts mehr aufhalten. Nichts.“

Er wäre in einem frohen Negerlobgesang ausgebrochen, hätte er nicht daran gedacht, daß seine Reise noch nicht beendet sei. Noch war er auf der Walze, im Lande des Feindes. Die Landstreicher führen ein hartes und gefährvolles Leben. Sie werden häufig verhaftet; sind sie nicht nur Landstreicher, sondern auch Neger, so werden sie doppelt so oft verhaftet, geschlagen, gefoltert, ausgeraubt. Makins reiste in sorgemoller Stimmung drei Tage lang, doch stieß ihm nichts zu.

„Jetzt soll mich nichts mehr aufhalten!“ wiederholte er triumphierend bei sich selbst, immer wieder und wieder, wie eine Beschwörungsformel.

Eines Nachmittags, im Gedland von Arizona, vergaß Makins, mit sich selbst zu plaudern und vor sich hin zu lächeln. Der Zug näherte sich einem kleinen Knotenpunkt, dem Städtchen Maricopa, und dieser Ort war die Heimat von Maricopa-Slim, einem Bahndetektiv, dessen Leidenschaft für Whisky und das Verhaften und Schlagen der Landstreicher allen Umherwandernden bekannt war. Fast jeder Landstreicher, der durch Maricopa kam, hatte mit Slims Knüppel Bekanntschaft gemacht; nur ganz wenige waren ihm entgangen.

Auch Makins hatte viel von Slim gehört; deshalb schloß er die Tür des Wagens und kauerte sich flüchtig in eine Ecke. Nun näherten sie sich bereits Maricopa. Der lange Frachtzug blieb knarrend stehen; Stimmen wurden laut; ja, das war der Knotenpunkt. Schweißperlen standen auf Makins' Stirn.

„Auf dieser Reise wird mir nichts geschehen“, tröstete er sich einmal ums andere.

Dennoch geschah etwas. Die Tür wurde hastig zurückgeschoben, ein hochgewachsener, glatter Mann aus dem Westen, einen Sombrero auf dem Kopf, hob sich vom Himmel ab und leuchtete mit einer Taschenlaterne

alle Ecken des Wagens ab. Er entdeckte Makins zusammengekauert in seiner Ecke, lächelte grimmig, zerrte ihn in das Sonnenlicht des kleinen Bahnhofs. Makins sprach kein Wort, ließ sich ziehen, machte sich ganz klein.

Natürlich war es Maricopa-Slim! Neben dem Wagen stehend, begann der Detektiv Gesetz und Ordnung zu verteidigen, indem er Makins mit seinem schweren Stiefel in die Seite stieß. „Hol dich der Teufel, fort aus dieser Stadt, du schwarzer Bastard!“ brüllte er im Ton eines Bühnenbösewichts.

Er packte Makins hart, unerbittlich beim Hemd, zerrte ihn in verbissenem Schweigen etwa eine Meile durch die Stadt zu den mexikanischen Hütten, dorthin, wo die Stadt in die Einside mündete. Makins schleppte sich stumm weiter, traurig, aber dennoch nicht ganz hoffnungslos. Der große rotgesichtige Detektiv wird ihn über die Grenzen der Stadt stoßen, das ist alles. Er verliert auf diese Art einige Stunden, wird aber nicht geschlagen werden.

„Hol dich der Teufel! Fort aus dieser Stadt, du schwarzer Bastard!“ wiederholte der Detektiv, ließ Makins' Kraken los und gab ihm einen Fußtritt. Makins sprach kein Wort, begann hastig auszuschnellen, in die blendende helle Ferne. Plötzlich aber traf ihn von hinten ein grausamer Schlag und warf ihn zur Erde. Maricopa-Slim ergab sich seinem Lieblingsport. Er schlug dem auf der Erde liegenden Neger mit seinem schweren Knüppel auf den Kopf und in das Gesicht, schlug und schlug. Dann gab er Makins einen Fußtritt ins Gesicht, stampfte auf seinen Leib, spudte ihn an und schritt fort.

Makins lag im Sand, verbarnte etwa eine Stunde bewußtlos. Die Sonne glühte auf ihn nieder. Fliegen betrübten ihn. Als er das Bewußtsein wiedererlangte, beäugelte er sich, fühlte überall Beulen und Schrammen. Er setzte sich auf, begann langsam nachzudenken. Nahe Wut kam ihn an; plötzlich schien ihm, als seien die fünf letzten Jahre seines Lebens nichts anderes gewesen als diese Stunde. Furchtbarer Jörn wühlte ihn auf; seine Augen wurden blutunterlaufen, er schnellte empor, drohte der Stadt mit den Fäusten.

„Immer verhaften sie uns, immer schlagen sie uns!“ schrie er hysterisch. „Ah, ich werde den Bastard töten! Werde nach Bowie

gehen, eine Flinte kaufen, zurückkommen und den Bastard töten! Mich soll keiner mehr anrühren!"

Als es dämmerte, sprang er bei einem Wasserturm in einen Zug der nach Bowie fuhr. Er lag auf dem Stroh, schwach, noch immer blutend, erfüllt von halb weinerlichem, halb irrsinnigem Zorn. „Ah, in Bowie werde ich eine Flinte kaufen, zurückkehren, ihn erschießen. Ja, das werde ich tun! Immer verhassten sie uns, immer schlagen sie uns!"

Zur Nachtzeit erreichte er Bowie, stieg in einem billigen Hotel ab, wusch sich das Gesicht und aß Abendbrot. Dann wanderte er durch die Straßen, grübelte: „Ich werde eine Flinte kaufen, ja ich werde eine Flinte kaufen!“ Doch allmählich verrauchte seine Mut. Es gab auf den Straßen so viele rotgesichtige Männer aus dem Westen die, mit dem Sombiero aus dem Kopf, Maricopa-Stim gleichen, und Makins fühlte, daß jeder von ihnen ebenso bereit war, ihn zu schlagen

wie Stim. Die schlecht erhellten Straßen waren von diesen Teufeln erfüllt; die ganze Welt war voll von ihnen.

„Es hat keinen Sinn“, sprach er müde zu sich. „hat gar keinen Sinn, Makins, Dummheiten zu machen. Gib kein Geld für eine Flinte aus, verliere keine Zeit. Fahr nach dem Süden zurück zu den Deinen. Das ist das einzige Richtige. Auf dieser Fahrt soll mich nichts aufhalten, nichts! Diesmal muß ich heimkommen!“

Sack und Lehren.

Ein dicker Sack, den Bauer Volte,
Der ihn zur Mühle tragen wollte,
Um auszuruhen, mal hingestellt
Nicht an ein reifes Aehrenfeld,
Legt sich in würdevolle Falten
Und fängt 'ne Kebe an zu halten.
Ja, sprach er, bin der volle Sack.
Ihr Lehren seid nur dummes Pack.
Ja bin's, der euch auf dieser Welt
In Einigkeit zusammenhält.
Ja bin's, der hoch vonnöten ist,
Daß euch das Federvieh nicht frist;
Ja, dessen hohe Fassungskraft
Euch schließlich in die Mühle schafft.
Verneigt euch tief, denn ich bin Der!
Was wäre ihr, wenn ich nicht wär?

Sanz! rauschen die Aehren:
Du wärst ein leerer Schlauch, wenn wir nicht
wären.
Wilhelm Busch.

Unser gefährlicher Vetter aus dem Tierreich.

Der Gorilla steht nach der Anschauung vieler Anthropologen unter den Menschenaffen dem Menschen am nächsten, aber in seinem Wesen ist er von einer Wildheit, die uns diesen Vetter nicht gerade sympathisch macht. Er ist das gefährlichste Tier unter all den wilden Bestien des tropischen Afrika, wie Dr. Dyce Sharp in einem Aufsatz hervorhebt. Dieser Gelehrte, der sich lange Zeit mit dem Studium dieses noch so wenig bekannten Tieres beschäftigt hat, hält den Gorilla für den furchtbarsten Feind des Menschen. „Er ist wohl die einzige Bestie, die sofort den Menschen angreift, wenn sie seiner ansichtig wird“, schreibt er. „Ein Löwe wird im allgemeinen davonrennen, aber ein Gorilla ergreift sofort die Offensive, vielleicht weil er noch etwas von der eisernen Verwandtschaft ahnt und im Menschen einen Nebenbuhler riecht, der in seinen Harem eindringen will. Dieser Harem besteht in der Regel aus sechs Weibchen, die er Tag und Nacht bewacht und beobachtet. Er schläft seine Frauen des Abends auf Bäume zum Schlafen, und sie liegen hier in Betten, die aus Zweigen und Laub bereitet sind. Aber das Männchen selbst schläft auf dem Boden mit dem Rücken gegen einen Baum und die Augen sozusagen immer nach oben gerichtet, wo seine Frauen ruhen. Wenn der männliche Gorilla wütend wird, dann stößt er ein Gebrüll aus, das das furchtbarste aller Töne im Urwald ist. Man kann es in ruhigen Nächten kilometerweit hören. Das Gebrüll eines Löwen ist lange nicht so schrecklich. Aber wie man sich an alles gewöhnt, so beachten auch die Bewohner der Dörfer in den Gorillagebieten sein schauriges Brüllen nicht. Selbst die Kinder achten gar nicht darauf, während einer meiner Träger, der diese Laute noch nie gehört hatte, bei dem Schrei eines Gorillas aus der Ferne seine Ladung abwarf und davonlief.“

Der Gorilla ist normalerweise Pflanzen-

esser. Er greift den Menschen an und tötet ihn. Er frist auch von seinem Fleisch, aber das ist nur Ausnahme, und er wird niemals zu seinem Opfer zurückkehren, um die Beute zu holen. Seine Lieblingsnahrung ist Zuckerröhre.

Er ist eine schreckliche Bestie mit riesigen Armen und ungläublich kräftigen Fingern, aber seltsamerweise sind seine Daumen sehr schwach. Sie sind von der Hand so weit abgepreizt, daß er nichts fest packen kann, und das ist eine Eigenschaft, für die schon so mancher Gorillajäger der Natur dankbar gewesen ist.

Die Gorillajagd ist in Kamerun eine Lieblingsbeschäftigung der Eingeborenen. In manchen Dörfern des Kamsie-Gebietes ist jeder kräftige Mann ein Gorillajäger, da das Fleisch dieser Tiere für sehr schmackhaft gilt. Aber es ist immer ein gefährlicher Sport wegen der außerordentlichen Stärke und Behendigkeit des Tieres und seiner sofortigen Vereisschaft, den Menschen anzugreifen. Man hat die Zahl der Gorillas, die sich in dem breiten tropischen Gürtel Afrikas von Nigeria bis Uganda befinden, auf etwa

10.000 Stück geschätzt. Aber diese Schätzung ist wahrscheinlich viel zu niedrig. In dem Kamsie-Gebiet von Kamerun, mit dem ich genau bekannt bin, habe ich eine ungefähre Zählung der Gorillas vorgenommen, und in dieser Gegend, die nicht mehr als 50 Quadratkilometer groß ist, traf ich gegen 20 dieser Tiere. Die Gorillas bewohnen die Urwälder und Gebirge in kleinen Familiengruppen. Ein ausgewachsenes Männchen hat eine etwa acht- bis zehnköpfige Familie. Es scheint, daß sie jahrelang in demselben Gebiet bleiben; daher können die eingeborenen Jäger den Aufenthalt einer solchen Gorillafamilie innerhalb von wenigen Stunden feststellen. Ein männlicher Gorilla, der sieben Fuß groß wird, ist ein riesiges Tier, das einen ganz mächtigen Körper über den Boden schwingt; die Weibchen sind bedeutend kleiner, zwischen 4 und 4½ Fuß groß und nicht so schwer. Man weiß bisher nur wenig über diesen menschlichen Verwandten, weil bisher nur wenige Weiße Gelegenheit hatten, seine Lebensweise aus nächster Nähe zu studieren.“

Tod der Armen.

Erzählung von Henry Boulaillie.

Wir hatten das Tor des Werkes durchschritten. Unzählige Grüße und Händedrucke wurden getauscht, wie alle Tage.

Einer sagte zu mir: „Weißt du schon, der alte Eustache Toubon hat Selbstmord bezangen!“

„Was?“ erwiderte ich. Er hielt mir eine Zeitung hin.

„Da lies! Er muß es sein. Er wohnte doch in Saint-Maur?“

„Ja.“

Wer konnte glauben, daß sich Toubon eines Tages selbst töten würde. Ein so froher Mensch.

Dann, in der Werkstatt, wußten es alle, daß der alte Genosse sich erhängt hat. Und er lebte im Andenken eines jeden für einige Stunden wieder auf.

Toubon war ein alter gutmütiger Mensch, klein und beweglich; er hatte ein Gesicht wie eine Puppe, das von langen, geteiltelten und schon fast grauen Haaren umrahmt wurde. Er war ein stets hilfsbereiter guter Kollege. An das alles erinnerte man sich jetzt, um es zweifellos bald zu vergessen.

„Jrgend etwas ist bei Toubons Tode nicht in Ordnung“, meinte einer, der neben mir arbeitete. Ich stand auch auf dem Standpunkt.

Erst einige Tage später erfuhr ich, daß der Unglückliche aus klaren Erwägungen heraus sein Leben abgeschlossen hatte:

Alfred Toubon arbeitete mit mir im Verpackungstraum der großen Konfitürenfabrik von Deshebre. Sechs Monate stand er an meiner Seite. Ich kannte ihn schon von meiner Lehrgzeit her, und ich war froh, wieder mit ihm zusammenzufommen. Die Jahre hatten es nicht vermocht, ihn zu beugen. Keiner glaubte, daß dieser bettere Mann über jedig war.

Ein Wort, das schon zur Angewohnheit wurde, liebte er sehr und gebrauchte es immer,

wenn einer von uns schlechter Laune war. Er klopfte ihm dann auf die Schulter und sagte: „Freund, was ist dir denn? Man muß sich nicht so gehen lassen. Wie schnell ist man tot!...“

Am nächsten Sonntag ging ich nach Saint-Maur, um mich nach den Gründen von Toubons Tod zu erkundigen.

Er hatte eine kleine Wohnung im dritten Stock eines hübschen Hauses. Als ich kam wusch die Wirtin gerade die Hausflurstufen.

„Ja, ja, der arme Herr Toubon! Sie arbeiteten mit ihm zusammen? Er war ein guter Mensch, ein wirklich guter Mensch. Trotzdem ging es ihm selbst nicht gut. Seine Frau war sehr krank; zehn Jahre wohnte er hier. Ich habe sie immer nur leidend gekannt. Vor drei Monaten war sie bettlägerig geworden. Seitdem ging alles, was der Mann verdiente, auf Doktor- und Apothekerkosten drauf. Vor einigen Wochen wurde sie immer kränker. Rasch kam das Ende. Um das Unglück vollzumachen, wurde er in dieser Zeit arbeitslos. Eine neue Arbeit konnte er nicht finden. Seine geringen Ersparnisse schmolzen ihm unter den Fingern zusammen.“

Herr Toubon wurde von heute auf morgen ein anderer; der sonst so höflich war und gern sprach, wie Sie ja auch wissen, er antwortete auf meine Grüße nur mit Kopfnicken. Es kam der Tag der Vererdigung. Alle Nachbarn und Bekannten gingen mit, über dreihundert Personen. Den Weg vom Kirchhof hierher gingen wir mit dem armen Toubon zusammen; hier forderte ihn mein Mann auf, mit uns zu essen. Aber er wollte sich gleich schlafen legen. Wir sagten uns gute Nacht und er ging nach oben. Als ich ihn am nächsten Tage nicht sah, wurde ich unruhig.

Theater.

Von Luise Breiding.

Der zweite Tag verging. Auch da sah ich Alfred Loubon noch nicht, obwohl ich die Portierloge nicht verlassen hatte. Jetzt fürchtete ich, daß er sich etwas angetan habe. Und so war es auch. Am dritten Tage stieg mein Mann, dem ich meine Befürchtungen mitteilte, hinauf und läutete. Als ihm nach zehn Minuten niemand antwortete, schloß er mit seinem Schlüssel auf. Drin fand er alles in Ordnung, aber Loubon war nicht da. Auf dem Tisch lag ein Brief.

„Ein Brief?“ entfuhr mir.

„Ja, selbst als er den Brief gefunden hatte. Aber, Sie arbeiten ja auch bei Delhebre; da können Sie vielleicht den Brief dem geben, für den er bestimmt ist. Kennen Sie Herrn Bonmont?“

Ich zeigte ihr meinen Ausweis.

„Sie entschuldigen schon, nicht wahr, Herr Bonmont! Ich hätte Ihnen gleich den Brief zeigen sollen. Mein Mann kam bis jetzt noch nicht dazu, nach Paris zu gehen.“

Er wollte den Brief zuerst dem Kommissar geben, der kam, um den Tod festzustellen und die Untersuchung einzuleiten. — Doch ich habe Ihnen ja noch gar nicht weiter erzählt. Als mein Mann diesen Brief gesehen hatte, untersuchte er die drei Zimmer. Nichts, gar nichts. Loubon mußte bei Nacht weggegangen sein, dachte er und stieg wieder hinunter; dabei kam ihm der Gedanke, in der Kammer nachzusehen. Er stieß den Vorhang beiseite: da hing der arme Loubon inmitten alter Kleider vor sich und seiner Frau. Entsetzt wich mein Mann zurück, denn der arme Mensch sah ekelhaft aus. Ich selbst mochte ihn mir gar nicht ansehen.

„Ich danke Ihnen“, sagte ich, „ich habe Sie viel Zeit gekostet. Entschuldigen Sie bitte die Störung.“ Ich verabschiedete mich und ging weg.

Als ich ein Stück gegangen war und sie mich nicht mehr sehen konnte, riß ich den Umschlag auf und las:

„Mein lieber Bonmont, meine Frau ist tot. Ich habe keinen Sou mehr. Das Leben hat mich um alles gebracht — und mit 65 Jahren kann man sich keine neue Existenz schaffen. Warum soll ich es auch versuchen, wo ich ganz allein dastehe? Du wirst mich nicht mehr sehen. Du hast Deinen Kummer und hast genug daran. Sprich von alledem nicht zu Deinen Kollegen. Es hat jeder sein Päckchen zu tragen. Und schließlich weiß ich man graut sich vor dem Elend der anderen. Wenn Du aber mit Darunt, unserem Meister, sprechen willst: ihm gebührt der Dank, daß ich zugrunde ging. Denn eine Entlassung — erst jetzt fühle ich es — ist ein Wort in aller Liebeshwürdigkeit.“

Werde Du nicht „gebrechlich“, denn die Herren lieben nur frische Speise.

Ich wollte dem Leben eine Nase drehen, eine Grimasse zum Gruß. Wenn das Leben hart war, stirbt man leicht. Traure nicht, es lohnt sich nicht. Ich drücke Dir die Hand! Leb' wohl! Loubon“

Ein paar Tage später hatte jemand das Wort des Unglücklichen „wie schnell ist man tot!“ ausgesprochen; da fiel es Darmit ein, mich nach Loubon zu fragen. Ich wollte ihm schon von dem Brief erzählen; glücklicherweise hatte ich ihn nicht bei mir. Auch Kollegen kamen hinzu und fragten mich nach dem Grund des Selbstmordes. „Hunger und Elend“, antwortete ich ausweichend. Wäre es der Mühe wert gewesen, ihnen lang und breit die letzten Tage Loubons zu schildern? Im Grunde graut einem vor dem Unglück des anderen, schrieb Loubon.

Wenn ein Mensch im Elend stirbt, will er uns ankrüteln; doch wir achten nicht darauf. Wir denken eigentlich nur immer an uns selbst.

Im Zuschauertraum eines Theaters. Die Freundinnen Mi und Clo sitzen im Halbdunkel nebeneinander, hingegeben an die Geschehnisse auf der Bühne.

Mi und Clo sind zwei junge Frauen des Bürgerstandes. Beide sind hübsch, elegant, reich. Alles an ihnen ist gepflegt, gebadet, sie duften süß. Beide haben Sinn für das „Höhere“. In jeder Woche verbringen sie einen Abend in einem literarischen Kränzchen und gehen oft ins Theater, auch dann, wenn ernste Stücke gegeben werden. Ja, dann erst recht. In diesem Punkte aber versagen leider die Männer, sowohl Mi's Otto wie Clo's Fritz. Für die Kunst der Bühne sind sie nur zu haben, wenn es sich um Operette, Varieté, Revuen und dergleichen Dinge handelt. Darüber hinaus geht es bei ihnen nicht. Und darum sind Mi und Clo eben doch nicht ganz glücklich, was sie einander auch längst anvertraut haben. —

Auf der Bühne wird das Schicksal eines Mädchens aus dem Volke dargestellt; eines Mädchens, das die uneheliche Mutterchaft auf sich zukommen sieht wie einen Berg, der es zermalmen wird.

Mi und Clo sind erschüttert; ihre Augen sind von Mitleid erfüllt. Mit ihren weichen, weichen, ringgeschmückten Händen öffnet Mi ihr entzückendes Lächeln und entnimmt ihm das Spitzentüchlein. Verstoßen tupft sie ihre Augenwinkel, gerade noch rechtzeitig, ehe zwei holde Frauentränen die schönstühnenden Wangen hinunterrollen und Streifen in den Fuder ziehen können. Und Clo geht es nicht anders. Als die Pause beginnt und die Lichter ausstrahlen, schimmern die Augen der Freundinnen noch immer in jenem verräterischen feuchten Glanz, von dem man auf edle Frauenjelen schließen kann. Der junge Herr aus dem literarischen Kränzchen, der die beiden Damen erpöcht hat, legt denn auch seine Berührung, sein Mitgefühl auf eine zarte Weise an den Tag. Das tut wohl.

„Erschütternd, nicht wahr“, beginnt Frau Mi die Unterhaltung.

„Tief pädend!“ erklärt der junge Herr.

„Wundervoll tragisch!“ sagt Frau Clo.

„Die A . . . spielt wundervoll, finden Sie nicht?“

„Man spürt den Erdgeruch.“

„Haben Sie gehört, sie soll wieder mit ihrem Mann zusammen sein?“

„Ach — wie interessant!“

„Wie war denn das mit den beiden damals?“

„Das wissen Sie nicht? . . .“

Das Spiel auf der Bühne geht weiter. Immer finsterner und drohender ballt sich das Schicksal über dem jungen Weibe zusammen.

„Ma' is halt zu sehr in der Welt verlass'n! Ma' is einmal zu sehr alleene dahier! — Wenn ma' bloß nich also alleene wäre!“ —

Diese Worte rühren jedes Herz. Immer wieder tupfen Mi und Clo mit ihren Fächlein die Tränen von den Augen. — Und dann schreit die Gehege ihr fürchterliches Geheimnis heraus: „Ich ha mein Kind mit 'n Händen derweert!“ —

Das Spiel ist aus, vorbei das Gedränge an der Garderobe. Mi und Clo, Arm in Arm, atmen tief die kühle Nachtluft der Straße.

„Kommt Du morgen mit zur Bergmann? Ich hab' Anprobe. Um drei Uhr“, fragt Clo.

„Um drei?“, erwidert Mi. „Ach wein, da geht es leider nicht. Ich hab' nämlich der Paula kündigen müssen. Sent hatt' ich ein Inzerat in

der Zeitung und g'rad für morgen von drei bis vier hab' ich die Vorstellung angegeben.“

„Du hast Paula gekündigt? Du warst doch so zufrieden mit ihr.“

„Ja, aber“ — Frau Mi jent ein wenig die Stimme — „sie ist nämlich ganz bestimmt in anderen Umständen. Schon deutlich zu merken. Und da will ich doch nicht lange warten, ich will sie so schnell wie möglich aus dem Hause haben. Sonst hat man womöglich noch unangenehme Geschichten mit der Person.“

„Ja, und überhaupt will man doch so ein Frauenzimmer nicht im Hause haben“, sagt Clo voll sittlicher Entrüstung.

„Ganz recht, man will doch sein Haus sauber halten“, stimmt Mi zu.

„Weißt du, Mi, da rufe ich einfach bei der Bergmann, daß ich erst um fünf zur Anprobe komme. Da kannst du dann doch mit!“

„Welche Farbe?“

„Kupferrot mit Silber“, erwidert Clo. Und in angeregter Unterhaltung über die neue Toilette betreten die beiden Damen das Café, in dem sie der Verabredung gemäß von ihren Männern erwartet werden.

Während die Damen eine kleine Stärkung zu sich nehmen, ein bißchen Lortz mit Schlaghahne, erkundigte sich Fritz, wie es war im Theater.

„Einfach erschütternd!“ erklärte Clo. Den Köffel mit Schlaghahne vor dem Mund blüht sie zur Decke empor.

Mi aber beugt ihren hübschen Kopf so tief, daß ihre Nasenspitze fast die Schlaghahne berührt. „Das tragische Geschick dieses Mädchens hat mich wieder bis ins Tiefste aufgewühlt“, sagt sie.

Otto schaut stolz auf seine Frau. Wie sie sich auszudrücken versteht! Könnte es nicht gleich in einem Buche stehn?

„Du hast auch ein zu weiches Herz, Mädchen“, sagt er. „Wenn es dir nur nicht schadet.“

„Da geh'n wir doch noch ein bißchen in die Eden-Bar. Zur Aufbeiterung!“ schlägt Fritz vor. So'n Charleston macht wieder Mutter!“

Frau Clo erhebt sich wie elektrifiziert. Sie blickt strahlend in die Runde und sagt nur ein einziges Wort: „Los!“

Und mit reizendem Lächeln erklärt sich auch Frau Mi einverstanden.

Zwei Fabeln.

Von Alfred Auerbach.

I

Die dumme Gans.

Ich ging im Zoologischen Garten spazieren. Am Weiher standen zwei Badfische und plapperten unaufhörlich.

Eine Gans stand daneben und schüttelte den Kopf.

Die Badfische gingen endlich weiter. Die Gans schaute ihnen tief sinnend nach.

Ich ging zu der Gans hin, zog höflich den Hut und sprach:

„Verzeihung, wenn ich mir erlaube, Sie anzureden, Madame, aber ich habe noch nie eine Gans den Kopf schütteln sehen. Darf ich fragen, warum Sie das taten?“

Die Gans:

„Mein Herr, ich habe das Gespräch der beiden jungen Mädchen angehört und denke nun darüber nach, weshalb man mich eine dumme Gans nennt. Können Sie mir vielleicht die Frage beantworten?“

Ich wurde etwas rot, sehr verlegen und sprach:

„Madame, leider kann ich Ihnen diese Frage nicht beantworten.“

„Ich ging. Die Gans sah mir vorwurfsvoll nach und rief:“

„Und das nennen die Menschen nun Intelligenz.“

II.

Der Strauß.

„Ich ging zu dem Strauß und grüßte ihn: „Guten Tag, Herr Strauß, wie geht's Ihnen?“ Er nickte freundlich.“

„D danke, herzlich schlecht; ich bin augenblicklich sehr nervös.“

„Aber warum denn, Herr Strauß?“

„Ja, sehen Sie, gestern klieben zwei hoch elegante Damen vor mir stehen. Die eine sprach sehr laut: „Das Tier hat doch absolut keinen Sinn mehr. Straußenfedern sind doch ganz aus der Mode.“ Darauf entgegnete die andere Dame: „O, alles in der Welt hat einen tieferen Sinn, denn sonst wäre es nicht geschaffen. Und so, glaube ich, werden auch Straußenfedern wieder Mode werden.“ Mein lieber Herr, könnten Sie nicht die Leitung des Gartens veranlassen, ein Säulchen anzubringen: „Man bittet um Rücksicht bei Gesprächen.“ Scheinbar wissen die Damen nicht, daß wir ihre Reden verstehen.“

„Selbstverständlich will ich versuchen, ob ich Ihre Bitte durchsetzen kann. Ob es was nützt?! Die Leute nehmen bei Gesprächen auch auf Menschen keine Rücksicht.“

„Ich ging weiter: Der Strauß streckte eben wieder nervös seinen Kopf in den Sand; denn er sah mehrere sehr laut redende Damen auf sich zukommen.“

Das entzauberte Wunder.

Die Lösung des Geheimnisses eines „indischen Fakirs“ entnehmen wir dem Werke „Die Technik des Denkens“ von Dr. med. Alfred Beyer. Deutsches Buch-Gemeinschaft, Berlin S.W. 68. Dr. med. A. Beyer ist der bekannte Schöpfer des „Denkportes“ und der „Denkaufgaben“):

Wir gebildeten Reportern sprach ich über das Wunder eines aus Pankow gebürtigen „indischen Fakirs“. Der Mann besaß eine mystische, übernatürliche Fähigkeit. Er legt sich auf ein Brett, durch das in Längs- und Querrichtung zahlreiche lange Nägel geschlagen sind, so daß die Spitzen weit herausragen. Auf diese Spitzen legte er sich nackt, ohne sich zu verletzen. Nehmen wir an, die Nägel seien in den Reihen so angeordnet, daß sie parallel verlaufen und daß die Nägel jedesmal zwei Zentimeter voneinander entfernt seien. Das Gewicht des Mannes möge 150 Pfund betragen. Nimmt man nun ferner an, der Mann sei 170 Zentimeter groß und durchschnittlich dreißig Zentimeter breit, so würde er mit seinem Körper 5100 Quadratmeter bedecken. Er würde demnach gleichzeitig auf 5100:4, also auf weit über 1000 Nagelspitzen liegen, da jede Nagelreihe von 170 Zentimeter Länge und bei zwei Zentimeter Abstand der Nägel voneinander 85 oder 84 Nägel enthielte. Es beständen aber bei dreißig Zentimeter Breite des Brettes dreizehn bis vierzehn solcher Reihen. Wenn der Mann also insstande ist, sich so auf das Brett zu legen, daß er mit der ganzen Rückseite des Körpers auf den Nagelspitzen oder doch wenigstens auf der großen Mehrzahl der Nägel wirklich aufliegt, so wird jeder Nagel nur ein Gewicht von etwa 75 Gramm zu tragen haben, da der Mann etwa 75 000 Gramm wiegt und dieses Gewicht auf 1000 Nägel verteilt wird. Sogar die feinnerbige Fingerhüte aber verträgt ein solches Gewicht leicht, wie man feststellen kann, indem man etwa einen Nagel auf den Finger stellt und dann sogar 100 Gramm Dag-

auf drücken läßt. Das ganze Kunststück beruht also darauf, daß der „Fakir“ durch Übung gelernt hat, sein Gewicht möglichst gleichmäßig auf möglichst viele Nagelspitzen zu verteilen. Für ein Wunder kann man das Kunststück jedenfalls nur dann halten, wenn man nicht gelernt hat, folgerichtig und selbständig zu denken.

Was mancher nicht weiß.

Die geheimnisvolle Insel. Im Fikungsee (Zivland) liegt eine ziemlich große, flache Insel, die mit Gras bewachsen ist und auf der im Sommer Heu geerntet wird. Diese Insel verschwindet im Herbst und erscheint in jedem Frühjahr an derselben Stelle der Oberfläche. Während man früher das Heben und Sinken der Insel geheimnisvollen Kräften zuschrieb, kennt man heute die Ursache dieser seltsamen Erscheinung. Auf dem Grunde des Sees geht in der schwammigen torfigen Substanz der Insel beim Eintritt der Wärme im Frühjahr eine mächtige Gasentwicklung vor sich. Unzählige Gasblasen, die sich in der Insel ansammeln und nicht nach oben entweichen können, heben die Insel wie einen Ballon aus dem Wasser empor. Mit Eintritt der Kälte im Spätherbst hört die Entwicklung der Sumpfgase auf, die gasgefüllten Bläschen unter und in der Insel verschwinden nach und nach, bis eines Tages das ganze Eiland, dem Gesetz der Schwere folgend, laut und spurlos wieder versinkt. Die Entstehung dieser merkwürdigen Insel ist höchstwahrscheinlich in der Weise vor sich gegangen, daß sich in früheren Zeiten ein großes Stück des schwammigen Seebodens losgelöst hat und von dem entwickelten Gas an die Oberfläche getragen worden ist. Während des Sommers haben sich auf diesem schwimmenden Stück Gräser und andere Pflanzen angesiedelt, die im Laufe der Zeit die Decke immer fester, dichter und stärker machen.

Der Rhein-Marne-Kanal ist in den Jahren 1848 bis 1853 erbaut. Er hat 13 Schleusen und ist 362 Kilometer lang.

Merlei.

Hat der Elefant Knochen in seinem Rüssel? Das merkwürdige Organ des Elefanten, das als Riech- und Greifwerkzeug zugleich dient, ist völlig knochenlos, hat dafür aber an 40.000 Muskeln, kein Wunder also, daß es so geschmeidig ist. Wenn der Elefant seinen Rüssel nicht hätte, würde er vor Hunger und Durst sterben, denn da er einen sehr kurzen Hals hat, kann er nicht auf dieselbe Weise fressen, wie andere Vierfüßler; mit dem Rüssel aber kann er sich Zweige heranziehen und Gras abrupfen und kann auch trinken. Sein Rüssel vermag so fein zu arbeiten, daß er damit eine Stachnadel vom Boden aufheben, aber zugleich so kräftig, daß er einen Menschen hoch in die Luft schleudern kann. Ein zehnjähriger Elefant in Indien, dem durch einen unglücklichen Zufall sein Rüssel abgeschlagen wurde, mußte dann Zeit seines Lebens wie ein Säugling gefüttert werden.

Der Schädel des Elefanten ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie geschickt die Natur schwierige Probleme zu lösen weiß. Wäre der riesige Kopf ebenso gebaut wie der anderer Säugtiere, so würde er so schwer sein, daß auch der starke Elefant ihn nur mit Mühe tragen könnte. Aber da die Schädelknochen hohl sind, und Luftkanäle haben wie ein Schwamm, ist das Gewicht des Kopfes im Verhältnis zu seiner Größe gering. Gerade bei diesen Riesentieren müssen die ganzen Einrichtungen des Organismus ja besonderer Art sein, um so ein Geschöpf lebensfähig zu machen.

Die südlichste Stadt der Welt. Daß Hauwerfest die nördlichste Stadt der Welt ist, dürfte ziemlich allgemein bekannt sein, aber nur wenige wissen die südlichste Stadt der Erde zu nennen. Dies ist Ushnaya, etwas nördlich von Kap Horn an der Südspitze des amerikanischen Festlandes gelegen. Es ist allerdings nur eine sehr kleine Stadt, in der außer der Kirche und der Schule die Wohnung des Gouverneurs das einzige nennenswerte Gebäude darstellt. Die Stadt wurde 1869 von englischen Missionären gegründet.

Weiteres.

Den Zwoed verzieht. Bürgerfrau (zum Jahmarz): „Ich häit' gern ein künstliches Gebiß. Was würde das kosten?“ „Zwanzig Pfund Sterling.“ „O weh, das ist mir zu teuer.“ „Ja, aber bedenken Sie doch, daß Sie damit wieder beißen können.“ „Was denn?! Wenn ich so viel zahle, hab' ich ja nichts mehr zu beißen.“

Wieder auferstanden. „Habe ich die Ehre mit Herrn Müller?“ fragt die würdige alte Dame, die in das Bureau des Chefs tritt. „Mein Onkel ist bei Ihnen beschäftigt.“ „Zatwohl! Er nahm vergangene Woche Urlaub zu Ihrem Begräbnis.“

Falsch verhanden. Die Verlobten hatten am Abend lange, sehr lange zusammen auf dem Sofa gelesen, als plötzlich der Schwiegervater eintrat und sagte: „Junger Mann, wissen Sie wieviel Uhr es geschlagen hat?“ Der furchtsame Jüngling sprang auf und stotterte: „3-1-ja!“ Dann lief er rasch zur Tür hinaus in die Nacht. „Das ist doch ein sonderbarer Mensch, liebe Elli. Warum läufst er denn so schnell fort? Meine Uhr ist stehen geblieben und ich wollte ihn nur nach der Zeit fragen, damit ich sie stellen kann.“

Gallischer Humor. Sie: „Endlich erkenne ich, daß du doch der dümmste Mensch unter der Sonne bist!“ — Er: „Das hättest du doch eigentlich schon merken müssen, als ich um deine Hand anhielt.“

Amerikanischer Humor. Im Hause ist Sonntag. „Mary, ruf die Frau in die Küche, sehen Sie nach, ob der Kuchen schon gut ist. Stecken Sie ein Messer in den Kuchen, und wenn es beim Herausziehen sauber ist, so ist er fertig.“ — „Zehr gut,“ sagte da der Gatte, „und wenn Sie es sauber wieder herausziehen, dann stecken Sie doch auch gleich die anderen Messer in den Kuchen.“

Er und sie. Mann: „Ich wollte, du würdest endlich einsehen, daß jede Frage zwei Seiten hat, Jane.“ Frau: „Ja, aber ist das denn ein Grund dafür, daß du immer auf der verkehrten Seite bist?“

Rätsel-Gate.

Rogisches Quadrat.

e	e	e	e	e
e	e	e	i	i
k	k	l	l	l
l	l	l	l	n
n	n	r	r	u

Aus diesen Buchstaben bilde man fünf Wörter, die, von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, folgende Bedeutung haben: 1. Nordischer Gott. 2. Deutscher Fluß. 3. Parlamentarische Bezeichnung einer Parteiengruppe. 4. Verwandtschaftsgrad. 5. Ein lobenswerter Grundsat des Geschäftsmannes.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kopfwort: Stier, Bier, Vier, Vier, Vier, Vier, Tier.